Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Moritzstraße 84.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 193. **Freitag** den 17. April 1903. **97. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 17. April.

Nationalliberale Zählkandidaturen.

Die in unserer heutigen Morgenausgabe unter den „Letzten Nachrichten" mitgeteilte Meldung aus Berlin, die nationalliberale Partei gedenke in sämtlichen, auch in den für sie völlig aussichtslosen ultramontanen Wahlkreisen des Reichs behufs Zählung der liberalen Stimmen Zählkandidaten aufzustellen, eilt den Tatsachen voraus. Zunächst liegt in der „Nationallib. Korr." nur eine aus nationalliberalen Kreisen stammende Zuschrift folgenden Wortlautes vor:

„Die beiden stärksten Parteien nach der Stimmenzahl waren 1898 Sozialdemokratie und Zentrum; an dritter Stelle rangiert nach der amtlichen Statistik mit 971 302 Stimmen die nationalliberale Partei. Beiläufig bemerkt, ist diese Statistik durchaus nicht zuverlässig, z. B. sind die Stimmen des nationalliberalen Abgeordneten Manser der Reichspartei zugerechnet. Doch das nur beiläufig! Jedenfalls stehen Sozialdemokratie und Zentrum mit außerordentlich imposierenden Zahlen an der Spitze. Woher kommen diese Zahlen? Zum großen Teil von der Gewohnheit dieser Parteien, auch in den aussichtslosesten Wahlkreisen ihre Stimmen zu zählen. Die Sozialdemokratie stellt bekanntlich überhaupt in allen 397 Wahlkreisen des Reichs Kandidaten auf, und aus welchen Gründen auf dem Lande oft ein sozialdemokratischer Zettel abgegeben wird, das gehört schon mehr in den Bereich der Witzblätter. Das Zentrum hat schon jetzt in dem protestantischen Sachsen und vielen anderen Wahlkreisen Zählkandidaturen proklamiert. Daß auf diese Weise schließlich als Gesamtsumme doch ein ganz ansehnliches Resultat herauskommt, liegt auf der Hand. Wie steht es in dieser Beziehung mit liberalen Zählkandidaturen? Durchaus unerfreulich. In außerordentlich zahlreichen Wahlkreisen, wo es vielleicht wenige, aber doch treue Anhänger des Liberalismus gibt, geschieht bei den Reichstagswahlen so gut wie nichts. Und doch hat gerade der Liberalismus im Hinblick auf die fortgesetzten höhnischen Bemerkungen von rechts und links über seinen „Niedergang" und sein „Aussterben" doppelt Grund, seine Getreuen auch sämtlich nach außen in die ziffernmäßige Erscheinung treten zu lassen. Natürlich gilt das nur für solche Kreise, wo nicht durch eine Zählkandidatur die Aussichten eines nahestehenden Kandidaten gefährdet werden. Niemand wird wünschen, daß die Kinderei von 397 sozialdemokratischen Kandidaturen nachgeahmt werde. Aber namentlich für die ultramontanen Wahlkreise des Reichs gilt sämtlich der ernste Ruf an die dortigen kleinen liberalen Kreise: Stellt aus Eurer Mitte einen Zählkandidaten auf! Vor uns liegt eine kleine dankenswerte statistische Arbeit: „Die Reichstags-Wahlen in der Provinz Westfalen 1871—1898". Wir greifen daraus folgende sieben stockultramontane Wahlkreise heraus: Tecklenburg, Münster, Recklinghausen, Lüdinghausen, Paderborn, Warburg und Lippstadt. In diesen Wahlkreisen ist bei den Wahlen von 1898 nichts gegen das Zentrum geschehen. Und doch ist in diesen Kreisen bei den verschiedenen Wahlen seit 1871 eine Höchstsumme von zusammen 14 500 nationalliberalen Stimmen abgegeben worden! Es darf nicht heißen: „Es hilft ja doch nichts!" Ueberall in diesen und in anderen Kreisen mit ähnlicher Parteikonstellation müssen diesmal liberale Zählkandidaten gegen den Ultramontanismus aufgestellt werden. Daß heutzutage weniger Grund als früher vorläge, gegen den letzteren Front zu machen, wird wohl niemand behaupten."

Welche Frucht diese Mahnung haben wird, muß man abwarten. Allzugroßen Erwartungen darf man sich jedenfalls nicht hingeben. Wer den Terrorismus kennt, den besonders in Westfalen die Ultramontanen ausüben und der sich hier und da bis zur wirtschaftlichen Boykottierung des politischen Gegners steigert, wird es begreiflich finden, daß in solchen Wahlkreisen, in denen die nationalliberalen Wähler nur einen verschwindenden Bruchteil bilden, diese Wähler etwas zurückhaltend sind. Wollten sie aber auch aus dieser Zurückhaltung heraustreten, so würden sie nach den bisher gemachten Erfahrungen in vielen Fällen vergebens nach einem geeigneten Kandidaten suchen, der sich mit der Rolle eines Zählkandidaten begnügen würde. Es kann und darf nicht verschwiegen werden, daß solche Männer gerade in der nationalliberalen Partei sehr dünn gesät sind. Das ist überaus beklagenswert und wirft auf den Geist der Opferwilligkeit, der in der Partei herrscht, kein günstiges Licht. Und alle bisher laut gewordenen Klagen und Mahnungen haben nichts geholfen. Sollte es diesmal anders sein, so würden wir es mit Freuden begrüßen; aber zur Vertrauensseligkeit geben uns die Erfahrungen eines vollen Menschenalters keinen Grund.

Zum Trierer Schulkampfe.

Die gestern an dieser Stelle mitgeteilte und besprochene Meinung der „Frkf. Ztg.", der neue (katholische) Regierungs- und Schulrat in Trier habe seine Tochter der vom Bischof Dr. Korum auf Kosten der staatlichen Töchterschule warm empfohlenen Ursulinerinnenschule übergeben, ist inzwischen von diesem Beamten als unrichtig bezeichnet worden. Damit ist aber leider noch nicht bewiesen, daß an maßgebender Stelle in Berlin die neuerdings gegen die paritätische staatliche Anstalt betriebene klerikale stille Agitation mit denselben Augen betrachtet werde, mit denen das Publikandum des Bischofs betrachtet worden war, und daß das Mittel der Beschwerde beim päpstlichen Stuhle gegen die Wühlerei ebenso in Anwendung gebracht werden solle, wie es gegen das bischöfliche Vorgehen für nötig erachtet wurde. Und leider wird der Zweifel an der Nachhaltigkeit der staatlichen Energie genährt durch neuere Berichte aus Trier. Einer von ihnen, der dem „Hann. Kur." zugeht, lautet:

„Der an der Oberfläche verstummte Trierer Schulkampf hat so ganz unter der Hand in dieser österlichen Zeit eine Auferstehung erlebt, die an Nachhaltigkeit und im stillen entsaltetem Eifer nichts zu wünschen übrig läßt. Die Geistlichkeit benutzt nämlich die Tage, in denen bekanntlich jeder Katholik zur Beichte und Kommunion gehen muß, um aufs neue mit Volldampf gegen die paritätische Staatsschule zu arbeiten. Als ob die Zurücknahme des „Publikandums" nicht die geringste Bedeutung gehabt hätte, wurde den Eltern, namentlich den Müttern von Schülerinnen der königlichen Lehranstalt, deren Verwerflichkeit im Beichtstuhle eindringlich vor Augen geführt und von ihnen das Versprechen verlangt, die Töchter in eine katholische Schule zu tun. Wo dies verweigert wurde, soll tatsächlich in einzelnen Fällen die Absolution nicht erteilt worden sein. Es liegt in der Natur der Sache, daß bestimmte Angaben über diesen Punkt nicht leicht zu erhalten sind; aber daß die Hetze gegen die Anstalt wieder voll aufgenommen worden ist, unterliegt keinem Zweifel. Sind doch Geistliche zu ausgesprochen liberalen Katholiken ins Haus gekommen und haben in langatmiger Beredsamkeit versucht, Kinder der Schule abspenstig zu machen; glücklicherweise meist ohne Erfolg. Dabei heißt es fortgesetzt in scheinbar eingeweihten Kreisen, in Coblenz sei ein Einverständnis zwischen Regierung und Kirche erzielt worden, das noch der Bestätigung durch Berlin, vielleicht auch durch Rom bedürfe. Mit Beginn des neuen Schuljahres wird ja die Heimlichtuerei aufhören müssen. In der Dasbachschen „Landeszeitung" war der Kampf gegen das Lehrerinnenseminar ununterbrochen weitergeführt worden. Man hielt das für einen Privatsport des Blattes; aber die neuere Haltung der Geistlichkeit zeigt, daß System in den wieder aufgenommenen Angriffen liegt und daß man hier trotz des vatikanischen Eingreifens die Partie noch lange nicht verloren gibt."

Wir haben die Hetzerei der Dasbachschen „Landesztg." niemals für Privatsport dieses Blattes und seines Herausgebers gehalten, und in Berlin kennt man die Beziehungen zwischen dem letzteren und der jesuitischen rechten Hand des Bischofs zweifellos zu genau, um sich einem solchen Irrtum hinzugeben. Um so seltsamer nehmen sich die Gerüchte über ein in Coblenz erzieltes „Einverständnis" aus. Jedenfalls hat das preußische Abgeordnetenhaus alle Ursache, sich genau nach dem Stande der Dinge zu erkundigen.

„Einiger" Anteil an Ungarns Civilisation.

Im ungarischen Reichstag hat der Historiker Thaly, angeregt durch die Aussprache im Deutschen Reichstage über das Thema Magyaren und Deutschtum, den Nachweis zu erbringen versucht, daß die nichtdeutschen Kulturelemente in Ungarn überwiegend seien, um dann gnädig zuzugeben, daß „auch die Deutschen einigen Anteil an der magyarischen Civilisation haben". Die „Kronstädter Zeitung" fragt in diesem Zusammenhang, ob es nicht doch der Hauptanteil sei, und fragt dann weiter: Oder weiß Herr Thaly nicht, daß die Gesetze des heiligen Stefan, auf die sich vornehmlich die Verfassung des Königreichs Ungarn aufgebaut hat, größtenteils den deutschen Reichskapitularbeschlüssen entnommen, also ursprünglich deutsches Recht sind? Sollen wir hier aufzählen, was jeder nur halbwegs in dieser Materie Bewanderte seit seinen Universitätsjahren weiß? Oder weiß Herr Thaly auch nicht, daß seit Stefan dem Heiligen die Deutschen fort und fort von den größten Königen ins Land gerufen wurden, und das hauptsächlich deshalb, um hier Kultur zu verbreiten? Ist ihm auch nichts von dem Ofener Stadtrecht bekannt, das die Deutschen in Ungarn zusammengestellt haben, und das für die von den Deutschen gegründeten Städte maßgebend war? Und die Städte selber — wer hat denn die in Ungarn gegründet? Etwa nicht die Deutschen? Wer hat die Zünfte eingerichtet, wer hat die Schulen und vor der Reformation die Volksschulen eingerichtet? Wer waren die berühmten Goldschmiede, deren Arbeiten heute noch die Bewunderung aller Kenner erregen? Aber wir gehen weiter und fragen, und das mit gutem Recht: An welchen Hochschulen haben denn seit dem 15. Jahrhundert bis in die jüngste Zeit die Wissensdurstigen studiert? Bis auf verschwindend kleine Ausnahmen doch wieder nur an den deutschen. Ja, wir gehen weiter und geben Herrn Thaly zu bedenken, daß das verbreitetste Lexikon der magyarischen Sprache doch Herr Bloch (später: Ballagi) geschrieben hat, die berühmteste Literaturgeschichte Schedel (später: Toldy), die berühmteste Ethnographie Hundsdorfer (später: Hunfalvi), daß der größte Sprachforscher Bamberger (später: Vámbery), der hervorragendste Statistiker Klette (später: Keleti), der bedeutendste Historiker Fränkel (später: Frakni) ist, nicht zu vergessen, daß die berühmteste Oper auch ein Deutscher, Erkel, geschrieben hat, sowie der größte Maler Ungarns Lieb (später: Munkácsy) heißt. Und fragen wir weiter: wer war der berühmteste Kodifikator des Rechts? Doch nur Herr Raschel (später: Csemegi), und dann noch Herr Heidelberger (später: Halmossi). Und das alles zusammen, obwohl wir nur einen geringen Teil der Deutschen genannt haben, die in neuerer oder neuester Zeit auf die Kultur der Magyaren großen Einfluß gehabt haben, heißt Herr Thaly „einigen Anteil".

Millerand,

der sozialdemokratische Exminister, ist dem französischen Sozialismus erhalten geblieben. Der Kongreß in Bordeaux hat mit 109 gegen 89 Stimmen bei 15 Stimmenthaltungen vom Ausschluß dieses „Reformsozialisten" abgesehen. Man darf den französischen Reformsozialismus der Millerand und Jaurès keineswegs als etwas betrachten, an dem sich die Sozialdemokratie in Deutschland ein Muster nehmen könnte oder sollte. Der Millerandsche Sozialismus ist nur möglich auf der Grundlage republikanischer Staats- und Verfassungsform. In Frankreich sieht der Sozialismus an sich die eine, und zwar die bedeutsamere Hälfte seines Prinzips längst verwirklicht: die Republik und die formell bestehende Volkssouveränität. Die Republik, bezugsweise das schrankenlos herrschende allgemeine Wahlrecht des souveränen Volkes, hat Jaurès als „politischen Kommunismus" bezeichnet. Der Sozialismus in Frankreich hat nun nur noch die Aufgabe, der republikanischen Staatsform des „politischen Kommunismus" den wirtschaftlichen Kommunismus als Inhalt zu geben, also Politik und Wirtschaftsleben in Einklang zu bringen. So angesehen, erklärt es sich von selbst, daß ein französischer Sozialist ein prinzipiell-sozialistisches Interesse hat an der Erhaltung und Kräftigung der bestehenden „Staatsordnung", insofern diese Republik ist. Als „reiner Politiker" vermag er also unter Umständen auch heute schon sich an der „Regierung" des Landes zu beteiligen. In Deutschland hat die sozialdemokratische Partei erst die große und politisch-revolutionäre Aufgabe zu lösen, an Stelle der monarchischen die republikanische Staatsform zu setzen. Die deutsche Sozialdemokratie haßt nichts so sehr, wie den Monarchismus und bemüht sich planmäßig, den Repräsentanten des monarchischen Prinzips der Volksmasse verhaßt und verächtlich zu machen. Die Monarchie, der Monarch ist der stärkste Schutz gegenüber der Flutwelle des Sozialismus, und es kann im politischen Leben keinen stärkeren Gegensatz geben, als den zwischen Monarchie und Sozialdemokratie. Beide können auf die Dauer gar nicht neben einander existieren. Innerhalb einer monarchischen Staatsform ist ein Millerandscher „Reformsozialismus" eine absolute Unmöglichkeit, es müßte denn der Monarch sich entschließen, ein demokratisches Ministerium zu berufen und das Gottesgnadentum seiner Krone fallen zu lassen, um dann diese Krone wieder von der Souveränität des Volks-

Feuilleton.

13] **Das Gold vom Widwatersrand.**

Roman von F. Klinck-Lüttesburg.

Nachdruck verboten.

„Wie ich dazu komme, Wilm? Auf die einfachste Art von der Welt. Ich sagte schon, daß ich auf dem Wege nach Potschefstrom bin. Daß ich Beziehungen zu der Transvaal-Regierung habe, kann dir doch nicht fremd sein, und da möchte ich dich darauf aufmerksam machen, ein wenig vorsichtig zu sein. Sie beabsichtigt nichts weiter, als dich übers Ohr zu hauen, weil sie einen grünen Jungen vor sich zu haben glaubt. Ich gebe gern zu, daß sie sich darin schneidet, nach anderer Seite hin bist du in Gefahr. Uneigennützigkeit darfst du von den Herren nicht erwarten. Und nun sage mir bloß, was willst du, der Einzelne, ausrichten? Kapitalisten — Gesellschaften beherrschen das Terrain, und nur in Händen solcher haben Pläne Wert, wie Peter sie verfolgt haben mag. Nun aber noch ein Wort im Vertrauen. Du weißt, ich stehe Kreisen nahe, in welchen man über politische Angelegenheiten informiert ist. Daß sie bei uns zu Lande eine erheblichere Rolle spielen, als irgendwo, wird auch von dir bemerkt worden sein, so sehr dir der weite Blick für Dinge fehlt, die ein gewiegter Spekulant nicht aus den Augen lassen würde. Politische Winkelzüge werden in den nächsten Jahren auf Handel und Wandel einen Einfluß ausüben, der jeden Unternehmungsgeist im Keime erstickt. Der Anfang ist gemacht. Die Verhandlungen zwischen dem britischen Kolonialminister Chamberlain eröffnen der Transvaal-Regierung einen Ausblick, der ihr eine Warnung sein könnte, sich einzubilden, daß mit der Aufhebung der Annexion von Transvaal das letzte Wort der englischen Regierung gesprochen worden ist. Die Großmut des Präsidenten, die er den Landesverrätern gegenüber an den Tag legt, macht auch ganz den Eindruck, als ob er jedem Konflikt vorsichtig aus dem Wege gehen wolle. Daß es ihm nicht von Nutzen sein, und früher oder später der Augenblick kommen wird, der diesem unhaltbaren Zustande ein Ende macht, ist keinem Eingeweihten ein Geheimnis. Die Zeit, die aber noch zwischen heute und ihm liegt, muß nach Kräften ausgenutzt werden, damit er uns vorbereitet findet. Still — unterbrich mich nicht, Wilm. Ich denke nicht daran, dir meine politischen Anschauungen zu entwickeln, du kennst sie. Was ich dir zu sagen habe, hat auch nichts damit zu tun. Ich will unsern Vorteil; welche Partei ihn mir zu gewähren im stande ist, hat mein Vertrauen. Nur kann auch der Besonnenste sich nicht verhehlen, daß unsere Interessen bei der Transvaal-Regierung sehr wenig Berücksichtigung finden. Daher die große Unzufriedenheit und die Notwendigkeit einer Selbsthilfe. Wir kommen nur durch ein Ausbreiten unserer Macht zum Ziele und diese Ueberzeugung hat Peters ganzes Handeln bestimmt. Du aber kannst daran denken, Peters Errungenschaften preiszugeben?"

In Wilms Blicken leuchtete es. In dem Ausdruck seines Gesichts lag eine Bestätigung seiner Worte: „Ich versichere dich, Papa, daß ich nicht an ein Preisgeben der Errungenschaften Onkel Peters denke."

„Es gibt nur einen einzigen Weg, Wilm, sie zu sichern", fuhr Mynheer Egnatius eifriger fort, denn er fühlte sich von einem wachsenden Unbehagen ergriffen, das ihn jeder Ueberlegung unfähig machte, obwohl er sich die Gefahr nicht verhehlte, die darin lag, den Sohn zum Mitwisser von Dingen zu machen, die besser für immer der Vergessenheit anheimgefallen wären. Eine Sicherung, daß Wilm zu einem Geheimhalten der Offenbarungen seines Vaters genötigt sein würde, lag schon in dem verwandtschaftlichen Verhältnis. „Schließe dich meinen Bestrebungen an, oder vielmehr den unseren. Wir arbeiten für ein großes Ganzes, für die Herrschaft über ein Land, die in dem Gold vom Witwatersrand begründet liegt. Du kannst mit uns Hand in Hand gehen, denn im Grunde genommen wollen wir ja dasselbe: Mit Hülfe des Bergbaues die Landwirtschaft heben."

„Nur mit dem Unterschied, Papa, daß wir grundverschiedene Ansichten über die Art der Ausführung haben", entgegnete Wilm ruhig.

„Die sich aber ausgleichen lassen bei vernünftig denkenden Männern."

„Nicht bei Parteien mit einer Gesinnungs-Verschiedenheit, wie sie zwischen der Transvaal-Regierung und den Uitländern besteht."

Wilm hätte keine unglücklicheren Worte wählen können, den Vater zu reizen.

„Ja, — ja, — nun bist du wenigstens aufrichtig. Du stehst ganz und gar im Dienste Tante Grietjes."

„Ich stehe in niemandes Dienst, Papa, sondern bin vollkommen unabhängig und handle nach meinem Ermessen. Warum soll ich mit Männern Hand in Hand gehen, deren Bestrebungen ich nicht billige, ja, die mir in hohem Grade zuwider sind?"

„Weil du ehrgeizig bist, und für dich allein den Ruhm ernten möchtest, daß — ja, was denn? Wie Frau Grietje — wie Peter — allein — allein — — Aber — Wilm, laß dir raten! Noch ist es Zeit zur Umkehr. Hüte dich, den Weg, den du beschritten hast, weiter zu wandern, du gehst in den Fußtapfen meines unglückseligen verblendeten Bruders. Wohin sie führen, hast du gesehen. Laß sein Beispiel dich schrecken, dir eine Warnung sein. Deine Arbeit ist Donquichotterie. Wie kannst du daran denken, als einzelne Persönlichkeit dich einem geschlossenen Ganzen zu widersetzen?"

„Wem widersetze ich mich, Papa? Du sprichst wirklich in Rätseln", entgegnete Wilm mit einer Kaltblütigkeit, die nur zu sehr geeignet war, Mynheer Egnatius van Sendens Erregung zu steigern.

„Du willst mich bloß nicht verstehen, Wilm, oder du mußt blind und taub gegen alle Vorgänge sein, die dich hätten aufmerksam machen können, daß mit deinen Gegnern nicht zu spaßen ist. Ich will nur den Generaldirektor Brandt nennen. Du weißt, welchen Einfluß er, als der Vertreter unserer großen Finanzleute, hat, nicht nur bei der Kapregierung, sondern auch im Transvaal."

„Was habe ich mit dem Generaldirektor Brandt zu schaffen, Papa? Ich habe ihm gegenüber mit meiner Meinung nicht zurückgehalten."

„Das ist ja eben das Wahnsinnige, Wilm, daß du blind und taub in dein Verderben rennst", eiferte der alte Herr. „Er hat dich in der Hand, er kann dich zu Grunde richten, und wird es tun, indem er einfach sein Recht als Peter van Sendens alleiniger Erbe in Anspruch nimmt."

Wilm blickte den Vater verständnislos an, aber dieser nickte bestätigend mit dem Kopfe.

„Es besteht kein Zweifel, daß er es ist. Seine Gattin ist niemand anders als Peter van Sendens einzige hinterlassene Tochter und Erbin. Als solche kann sie unverzüglich auf eine reinliche Scheidung ihres väterlichen Erbteils von dem Vermögen der zweiten Frau des Onkels dringen, und ich versichere dich, daß Generaldirektor Brandt gerade der Mann ist, die Rechte seiner Gattin erfolgreich zu vertreten."

Wilm war bleich geworden, so wenig er sich auch im stande sah, die Worte des Vaters in ihrem vollen Umfange zu erfassen. Sie bildeten zwar nur eine Bestätigung von allerlei Mutmaßungen, die er aber, als einem Märchenreich entnommend, mit großer Beharrlichkeit von sich gewiesen, wenn sie sich an ihn herangedrängt hatten. Auch jetzt! Er atmete auf und die Farbe kehrte in seine Wangen zurück. Es konnte nicht sein. Er hatte die Gattin des Generaldirektors als die einzige Tochter Danleys kennen gelernt und der Vater ihm geschrieben, daß Peter van Sendens Tochter erster Ehe vermutlich gestorben sei. Im nächsten Augenblick schon fühlte Wilm wieder eine Schwäche, obgleich er dem Vater seine Meinung aussprach, daß er ihn zu täuschen versuche.

Mynheer van Senden schien nicht verletzt.

„Deine Hartnäckigkeit im Mißverstehen der Lage nötigt mich, dich auf Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, denen du nicht ausweichen kannst. Es wird von dir abhängen, ob du eine Angelegenheit, die nach dem Willen des Verstorbenen für immer der Vergessenheit anheimfallen sollte, an die Oeffentlichkeit zerren und dadurch über dir liebe Menschen — ich meine Tante Grietje und Cato — großes Elend bringen willst. Ich habe nur dringenden Wünschen meines Bruders nachgegeben, als ich mich zum Teilhaber von Täuschungen machte, die ihn für die Erhaltung seines Glückes notwendig dünkten. Er war herzlich froh, ein lange Jahre gehütetes Geheimnis durch die Verheiratung seines Kindes zum Abschluß gebracht zu sehen."

„Warum — galt sie für die Tochter Danleys?"

„Danley und Peter waren intime Freunde. Beider Töchter kamen schon als Kinder in eine Pension Süddeutschlands, und als Lily Danley auf der Rückreise starb, war es sehr naheliegend, daß ein beide Teile befriedigendes Arrangement dahin getroffen wurde, daß Lisa als Tochter im Hause Danleys verblieb, und Peter der Sorge einer möglichen Aufklärung überhoben war."

„Aber Onkel Peter wollte die Verbindung nicht."

Wilm äußerte die Worte, nur um etwas zu sagen, instinktiv. Ein Gefühl von Mattigkeit hatte ihn beschlichen, das in grellem Widerspruch zu dem Entschlusse stand, allein alle Wirren zu lösen, und dieses Gefühl hinderte ihn, den Eindruck wahrzunehmen, den seine schlichte Frage auf den Vater machte.

SLUB
Wir führen Wissen.